

Einleitung

Zugänge zu den Wundergeschichten

Wie Jesus mit den „Geplagten und Beladenen“ seiner Zeit umging, war wunderbar für sie und bleibt zeichenhaft für uns. Die Wunder und Zeichen Jesu sind die großen Liebesgeschichten seines Lebens. Sie erzählen seinen Dienst an scheinbar hoffnungslosen Schicksalsfällen und zeigen die Konsequenzen, die er aus seinem tiefen Gottvertrauen für die praktische Nächstenliebe zog. Das Phänomen der Liebe ist einmal die heiterste, dann wieder die härteste Herausforderung unseres Lebens. Wenn „Gott die Liebe ist“¹³, darf uns auch sein „Sohn“ der Lehrmeister der Liebe sein. Die Wunder Jesu als Taten seiner Liebe sind uns jedoch nicht leicht zugänglich. Sie werfen bereits im Vorfeld, noch bevor wir uns mit ihren dramatischen Abläufen beschäftigen, kritische Fragen nach der logischen Glaubwürdigkeit des Glaubens auf. Je größer die Wundermacht Jesu dargestellt wird, desto unverständlicher wird uns sein Schicksal. Wie konnte Jesus „verraten“, gefesselt, gefoltert, hingerichtet werden, wenn ihm Wind und Wellen gehorchten, wenn er Besessene bezwang und Tote aus den Gräbern rief? Warum zog er sich am Kreuz nicht selbst die Nägel aus den Handgelenken, wenn er doch „übernatürliche“ Kräfte besaß? Warum half er nur den einen Kranken, den anderen wiederum nicht? Warum erleben wir heute keine „Wunder“ mehr? Liegt es nur daran, dass die moderne Welt „entmythisiert“ ist und wir alle „ungläubiger“ geworden sind?

Wenn Erwachsene solchen kritischen Einwänden ausweichen, werden diese Fragen spätestens von den Kindern und Jugendlichen in Schule und Unterricht gestellt. Kein Volk beseitigt ohne Not seinen Wohltäter. Warum wurden die Wunder Jesu nicht von allen seinen Zeitgenossen begrüßt und bestaunt? Waren Wunder zur Zeit Jesu vielleicht so üblich, dass sie gar nichts Besonderes darstellten und man mehr an seinen Reden als an seinen Taten Anstoß nahm? Selbst wenn wir versuchen, die Wundertaten, die Jesus an anderen vollzog, als geschehen zu glauben, bleiben uns die Schwierigkeiten mit den so genannten übernatürlichen Wundern erhalten, die Jesus selbst widerfahren sein sollen, etwa seine wunderbare Zeugung und Geburt durch eine Jungfrau, seine „Verklärung“, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt. Das Weltbild der Antike scheint weit entfernt zu sein von unseren modernen naturwissenschaftlichen Vorstellungen und doch wiederum nahe genug, dass auch wir noch Träume haben von übernatürlichen Ereignissen, sensationellen Entdeckungen, überraschenden Schicksalswenden. Zumindest die Heilungen, die Jesus an Patienten vornahm, scheinen heute aufgrund unserer Einsicht in

¹³ 1 Joh 4,8.

psychosomatische Zusammenhänge erklärbar zu sein. Jedenfalls lassen sich die Wunder Jesu aus der Darstellung seines Wirkens nicht ausklammern. Gesichert ist, dass Jesus seine Wunderkraft niemals zur selbstdarstellerischen Demonstration seiner gottgleichen Macht benützte. Als ihm die Theologen seiner Zeit den Beweis seiner Kräfte in einer Art von „Staatsexamen“ abfordern wollten, lehnte Jesus ihr Begehren strikt ab.¹⁴ Schon zu Beginn des „Weges Jesu“ lassen die Evangelisten ihn der „teuflischen“ Versuchung widerstehen, sich narzisstisch aufzuführen und sich vor aller Augen von den Zinnen des Tempels herabzulassen.¹⁵ Jesus genoss seine Macht nicht für sich selbst, sondern verstand seine „Krafttaten“ nur als Hilfeleistungen für „mühselige und beladene“ Mitmenschen, die sich in scheinbar unausweichlichen Not-situationen befanden. Sie hatten stets einen praktisch rettenden und keinen abstrakt beweisenden Zweck. Die Glaubensfrage konnte den Wundern vorausgehen oder nachfolgen. Sie waren „begleitende und verstärkende Zeichen“ seiner Erzählungen und Predigten, wie am Ende des Markusevangeliums zu Recht vermerkt wird.¹⁶ Sie sollten für die Patienten, Jünger und sonstigen Zeugen Anreize zur Hoffnung auf das sich nahende „Reich Gottes“ wecken und Protest gegen lieblose, verkrustete Zustände ausdrücken.

Die Jesus zugeschriebenen Wundertaten machen mehr als ein Drittel des gesamten Erzählbestandes der Evangelien aus. Insgesamt wird von 63 Wundern berichtet. Etwa die Hälfte sind allerdings nur Parallelen oder Variationen der anderen. Die Wunderkraft Jesu wird darüber hinaus in den Evangelien noch durch zahlreiche Sammelbemerkungen, so genannte Summarien, bekräftigt, wie sie später auch noch in der Apostelgeschichte zu finden sind: „Jesus von Nazareth, von Gott unter euch ausgewiesen durch Taten und Wunder und Zeichen, die Gott durch ihn in eurer Mitte getan hat.“¹⁷ Wer die Wundergeschichten in der Verkündigung oder im Religionsunterricht umgeht, weil er Sorge hat, sie nicht einsichtig und verständlich machen zu können, nimmt den Evangelien ihre erzählerische Kraft. Er reduziert die Jesusgeschichten auf die wenigen, immer wieder strapazierten Beispiele einiger Tischgemeinschaften, Gleichnisse und Streitgespräche, wie zum Beispiel die Erzählungen vom Zöllner Zachäus, vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn oder vom Zinsgroschen. Er isoliert die Passions- und Auferstehungsgeschichten vom Wirken Jesu und macht sie zu einem unverständlichen Skandal. Nicht zuletzt wegen seiner „Wunder“ und „Zeichen“ wurde Jesus ein „kurzer Prozess“ gemacht. Denn besonders in seinen Wundertaten nahm er jedes Ärgernis in Kauf. Mit seinen „verwunderlichen Zeichen“ setzte er praktische Beispiele einer einfühlsamen Nächstenliebe und einer „besseren Gerechtigkeit“. Ohne seine Wunder verliert Jesus von Nazareth weitgehend Fleisch

¹⁴ Mt 12,39f.

¹⁵ Mt 4,5-7; Lk 4,9-12.

¹⁶ Mk 16,17.

¹⁷ Apg 2,22.

und Blut. Aber gerade seine Wunder waren schon unter seinen Zeitgenossen besonders umstritten. Aus ihnen ergab sich das „Hosianna!“ wie das „Kreuzige ihn!“ Die Wunder enden selten so, als hätten sie immer positive Resonanz gefunden. Manche Beteiligten lobten Gott, andere schüttelten entsetzt die Köpfe oder liefen kommentarlos weg oder zeigten Jesus bei den Behörden an. Meist führten die Wundertaten bei den Umstehenden zu heftigen Kontroversen, sodass Jesus selber die Wirkung seiner Taten einmal so zusammenfasst: „Blinde sehen und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“¹⁸ Nie also galten die Wunder als selbstverständlich. Immer schon waren sie eine Provokation. Allerdings war nach den Berichten der Evangelisten bei den damaligen Zeitgenossen weniger die Tatsächlichkeit der Wunder Jesu umstritten als vielmehr die Frage, mit welcher Autorität er sie vollzog: ob aus der Macht des Teufels oder aus der Kraft Gottes.¹⁹

Wir heute stoßen uns an den Wundern Jesu, weil wir uns durch ungeprüfte Vorurteile den Zugang zu ihrem Verständnis erschweren. Wir gehen zum Beispiel von *dogmatischen Voraussetzungen* aus und setzen bei den Möglichkeiten Gottes an: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ Diese pauschale Behauptung haben schon die Evangelisten ihren „unglaublichen“ Geschichten angefügt.²⁰ Aber ein solches allgemeines Bekenntnis erschlägt jeden Zweifel mit dem Allmachtsbegriff und macht den Gottesglauben vom Wunderglauben abhängig. Es wird bedenkenlos gefolgert: Wenn es einen allmächtigen Gott gibt, muss jedes Wunder bei ihm möglich sein. Und so heißt es dann auch im Umkehrschluss: Wenn die Wunder nicht mehr wahr sind, gibt es auch keinen allmächtigen Gott mehr. Wer also die Wunder Jesu von seinem Verstand her nicht akzeptieren kann, muss sich vorwerfen lassen, er leugne damit auch Gott. Bei dieser dogmatischen Verengung bedeutet „glauben“ das Opfer des Verstandes bringen. Glauben ist dann das sich selbst abgerungene „gute Werk“ der Verleugnung der Vernunft. Es wird behauptet: Gott vermag, weil er Gott ist, auch Widersinniges zu tun. Damit scheint man zwar das Glaubensbekenntnis zu steigern, aber nur um den Preis des Realitätsbezugs. Gotteserfahrung und Lebenserfahrung werden auseinander gehalten. Der Glaube scheint prinzipiell gegen die Vernunft zu stehen. Nach Paulus jedoch ist der Glaube zwar umfassender und „höher“ als alle Vernunft²¹, aber nicht immer schon ihr Feind.

Eine ähnliche geistige Blockade bildet die Hypothese der so genannten *Ergänzung der Natur*, auf die man in der Wunderdiskussion ebenfalls gern zurückgreift. Es wird darauf verwiesen, die Wirklichkeit sei größer als unsere alltägliche Lebenserfahrung. Es gebe Dimensionen der Natur, die wir heute

¹⁸ Mt 11,5f.

¹⁹ Mk 3,22 par.

²⁰ Lk 1,37; Mt 19,26; 17,20.

²¹ Phil 4,7.

noch nicht oder nicht mehr kennen würden. Wunder eigneten sich zwischen, neben oder hinter den uns bekannt gewordenen Naturgesetzen. Sie seien die Ausnahmen wie bei jeder Regel; zwar nicht das „Anormale“, das Gesetzwidrige, aber doch das „Anormale“, das Ungewöhnliche. Wunder würden selten und nur am Rand der alltäglichen Erfahrung geschehen; es gebe sie aber doch für alle diejenigen, die bereit seien, über das Alltägliche hinaus auf das Einmalige und ganz Andere zu lauschen. Die Wunder Jesu werden hier dadurch als geschehen bewiesen, dass man merkwürdige „moderne“ Parallelen heranzieht, die zeigen sollen, dass es Wunder auch heute noch gibt, wie etwa Gebetsheilungen in pfingstlerischen Kreisen, „Totenerweckungen“ bei Indianerstämmen oder Fakirsensationen in Indien. Die Wunder werden als Absonderlichkeiten der ordentlichen Naturgesetze verstanden. Bei Jesus jedoch waren die Taten, die wir seine „Wunder“ nennen, zentrale, alltägliche Erlebnisse und keine mysteriösen Ausnahmeereignisse. Er vollzog sie am Krankenbett, auf der Straße, im Ruderboot, in der Synagoge, auf dem Markt – und nicht nur auf einem mit Anekdoten angereicherten christlichen Kalenderblatt oder in einem geheimnisvoll verschlossenen Laboratorium der Physik, aus dem heutige „Wunder“ stammen. Schon Martin Luther kommentierte: „Von Brotvermehrungen haben die gut reden, die Kästen und Kisten voll haben; der Hungrige erfährt nur, dass er im Darben bleiben muss.“

Wenig ergiebig ist auch ein weiterer, geläufiger Rettungsversuch der Wunder Jesu, der so genannte *religionsgeschichtliche Vergleich*. Er historisiert die Wunder Jesu, indem er sie ganz und gar in das antike Weltbild verweist und sie aus dem Denken der hellenistischen Zeit heraus zu verstehen versucht. „Wunder“ seien in der antiken Welterfahrung selbstverständlich gewesen. Zahlreiche berühmte Priester, Ärzte, Philosophen, Kaiser, Wanderprediger hätten nach Berichten ihrer Zeitgenossen „Wunder“ vollbracht. Jesus von Nazareth sei nur wie sie ein „theios aner“ (griech.), ein „heiliger Mann“, gewesen, wenn auch weniger selbstüchtig und nie auf den eigenen Ruhm bedacht. Es werden dann außerchristliche Wunderberichte neben die Wundererzählungen der Evangelien gestellt, und es wird herausgearbeitet, wie abstrus die hellenistischen Wunder im Unterschied zu den Wundern Jesu abgelaufen seien. Im Vergleich zu ihren Quacksalbereien seien die Wunder Jesu erstaunlich knapp auf *ein* Wort oder *eine* Geste konzentriert. Die Wunder Jesu werden also didaktisch durch die Schwülstigkeit zeitgeschichtlicher „heidnischer“ Parallelen gerettet. Die alte Frage, ob und wie die Wunder Jesu wirklich „passiert“ sind, wird dabei aber nur geschickt verdrängt.

Auch der *innerbiblische synoptische Vergleich* wird zur Ehrenrettung der Wunder Jesu gern herangezogen. Die Ausleger arbeiten heraus, wie sich schon innerhalb der Evangelien die Wundebeschreibung mehr und mehr „vergeistigt“. So hebe noch Markus bei den Heilungen und Exorzismen primitiv dynamistisch auf übernatürliche Kräfte Jesu ab, auf geheimnisvolle Zaubерwörter wie „Effata!“ und „Talita kum!“, auf magische Gesten wie Aufstreichen von

Speichel oder Abströmen von Energien durch Berühren.²² Matthäus dagegen verlängere bereits die Dialoge und verkürze stattdessen die praktischen Handlungen des Therapeuten Jesus an den Patienten. Im Matthäusevangelium gehe alles um das Wort: Die Wunder seien eigentlich nur als „nachfolgende Zeichen“ hinzugefügte Belege für die vorausgehende Wortverkündigung. So berichte Matthäus programmatisch in seinen Kapiteln 5–7, wie Jesus zuerst als „Lehrer der Gerechtigkeit“ in der Bergpredigt die zehn Gebote neu und vollmächtig auslege. Anschließend veranschauliche der Evangelist dann in den Kapiteln 8–9, wie der unter der Ungerechtigkeit „leidende Knecht Gottes“ in zehn Wundern die Wirksamkeit seines Wortes beweise.²³ Aber auch mit dieser vergleichenden Arbeit an den Wundern Jesu befinden sich die Ausleger von vornherein in der negativen Stellung der Verteidigung. Die Wunder Jesu dürfen nach dieser Methode erst in dem Maße glaubwürdig werden, wie sie sich spiritualisieren, also vergeistigen, und in „Lehre“ umfunktionieren lassen. Als bodennahe, handgreifliche Alltagsgeschichten haben sie aus sich selbst heraus scheinbar keine herausfordernde Kraft.

Ein weiterer Versuch, die Wunder Jesu exegetisch zu „bewältigen“, ist die von Martin Dibelius und Rudolf Bultmann ausgelöste und vertretene so genannte *formgeschichtliche Analyse* der Wundergeschichten. Sie geht davon aus, dass die Wundergeschichten weitgehend schematisch nach einer gewissen „Topik“, einer literarisch festgelegten Schreibtechnik, verfasst worden seien. Die Autoren der Urgemeinde hätten sie selbst am Schreibtisch nach festen Stilformen als Zeugnisse ihres Glaubens an Jesu „Vollmacht“ (griech. *exusia*) konzipiert. Diese Stilgesetze hätten die Schreiber der allgemeinen literarischen Schreibkunst der damaligen Zeit entnommen. Ihnen zufolge ließen sich auch die neutestamentlichen Wunderberichte wie sonstige antike Literatur in wiederkehrende formale Bausteine zerlegen: Exposition (Aufstellung der Szenerie und des Problems), Retardierung (Verzögerung der Hilfe zur Steigerung der Spannung), Aktion (Wundervollzug durch Worte und Gesten), Demonstration (Beweis der Schicksalswende durch eine Bewährung) und Reaktion (Stellungnahme der Betroffenen oder Umstehenden). Nach dieser exegetischen Schule werden die Wunder Jesu zwar nicht mehr „historisiert“, aber doch eher „literarisiert“. Der Nachweis ihres schematischen Aufbaus wird interessanter als ihre existentielle Herausforderung. Auslegungen nach dieser „formgeschichtlichen“ Methode laufen dann meist auf das Ergebnis hinaus: Wunder demonstrieren Epiphanien, d. h. sie sind symbolische Veranschaulichungen der Gottheit Jesu, nachträglich abgeleitet aus den Hauptwundern der Auferstehung und der Sündenvergebung. Die Urgemeinde hat nach dieser Auslegungsart das nachösterliche Bekenntnis „Jesus ist der Christus“ in vorösterliche Geschichten vom Heilshandeln Gottes in Jesus von Nazareth zu-

²² Mk 5,41; 7,34; 8,23; 5,30.

²³ Mt 8,17.

rückgespiegelt. Die Wunder Jesu sind dann nur erzählbar als Auswirkungen der immer schon feststehenden Hoheit Jesu. Aber sie verlieren dabei ihre Dramatik. Sie kosten den erhabenen Kyrios, den „Herrn“, kein Risiko mehr – und uns keine Einfühlungskraft.

Alle geschilderten Erklärungsversuche der Wunder Jesu gehen eigentlich davon aus, dass es einen festen Wunderbegriff gibt. Die Wunder werden entweder als reale Durchbrechung der Naturgesetze oder als bildhafte Symbole für die Erscheinung Gottes in Jesus verstanden. Aber die neutestamentlichen Erzählungen kennen keinen solchen *einen* systematischen Oberbegriff „Wunder“, von dessen Merkmalen her man definieren könnte, was ein Wunder sei und was nicht. Die „wunderbaren“ Handlungen Jesu können in den Evangelien sehr verschieden als „Krafttaten“ des Wundertäters (griech. *dynamis*), als „Vorzeichen“ des Reiches Gottes (*sämeia*), als „Erschütterungen“ der Lebenserfahrung (*terata*) oder als „Verwunderungen“ der anwesenden Zeugen (*thaumata*) bezeichnet werden. Es steht nirgendwo geschrieben, dass sie unbedingt als Aufhebung der Kausalität oder als Offenbarung der göttlichen Allmacht verstanden werden müssen. Sie sind zunächst nur Kurzgeschichten aus dem Leben Jesu, sehr verschiedene Erzählungen, wie er auf die Nöte und Sorgen seiner Mitmenschen einging. Jede Wundererzählung verläuft anders und muss aus sich selbst heraus als Minidrama entwickelt werden. Die Wundergeschichten schildern komplizierte Kommunikationsverläufe, deren Ausgänge zu Beginn keineswegs bereits so oder so feststehen. Sie sprechen Jesus große Intuition zu, aber sie setzen nicht voraus, dass er mit einem wunderbaren Vorherwissen ausgestattet und mit unwiderstehlicher Kraft aufgeladen war. Die Wunder Jesu sind nicht von einem allgemeinen systematischen Vorverständnis her, was ein Wunder sei, in den Griff zu bekommen. Es ist nicht festgelegt, wo in einer Wundererzählung das Wunder stattfinden muss. Es kann in *einer* Wundergeschichte mehrere „Wunder“, Wendungen, Überraschungen geben. Das „Wunder“ kann durch eine ganze Wundergeschichte hindurchgleiten. Der Höhepunkt muss nicht der physikalische Moment sein, in dem Jesus unerklärbar „wunderlich“ Brot vermehrt oder einen Sturm beruhigt. Das eigentliche Wunder kann schon der kommunikative Augenblick sein, in dem Jesus unerwartet bei einem Blinden stehen bleibt, den sonst kaum noch einer wahrnimmt, einen Aussätzigen furchtlos an sich herankommen lässt oder die Zuschauer zum Nachdenken bringt. Die entscheidende Auseinandersetzung um die Wirklichkeit und Wahrheit der Wunder verläuft nämlich nicht unbedingt zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Vielmehr sind die Sozial- und Kommunikationswissenschaften bei der Interpretation der biblischen Wundergeschichten die eigentlichen Partner der Theologie. Die „wahren“ Wunder sind trotz aller Widerstände die Wunder gelungener Kommunikation. „Wie war es Jesus möglich, gesellschaftliche Tabus zu durchbrechen und gestörte Beziehungsverhältnisse zu heilen?“ ist die sachgemäße Wunderfrage. Nach einem Wort von Albert Einstein ist es leichter,

einen Atomkern zu spalten als ein gesellschaftliches Vorurteil. Die klassische formgeschichtliche Analyse der Wundergeschichte arbeitet viel zu schematisch. Die von ihr aufgestellten Gattungen sind zu starr. Wunder können Gleichnisse sein und Gleichnisse Wunder. Streitgespräche gehen verwunderlich aus und in Wundern streiten sich Erfahrungen.

Entscheidend bei der Interpretation der Wunder ist, sich von Fall zu Fall auf die erzählerische Dramatik neu einzulassen und dabei sensibel mitzugehen, mitzuhoffen, mitzuleiden, als sei der Ausgang der Situationen und Konflikte ungewiss. Wo sind Grundgefühle, Urschreie, Urgesten in den Wundergeschichten? Auf welches andere Leben wird gehofft und gegen welche Resignation wird protestiert? Wundergeschichten sind Protest- und Hoffnungsgeschichten.²⁴ Sie wenden sich gegen das Achselzucken, dass man ja doch nichts machen kann. Sie sind Fenster der Hoffnung mit dem Blick auf und in eine bessere Welt.

Therapien

Es gibt vielerlei Vorschläge, die Wunder Jesu in formale Gruppen zu gliedern: zum Beispiel in Heilungen, Austreibungen (Exorzismen), Rettungs- und Naturwunder, Speisungs- und Tränkungswunder, Normenwunder, Totenerweckungen, Epiphanien.²⁵ Auch dieses Buch benützt hilfswiese solche Kategorien, um eine gewisse Übersichtlichkeit über die Wunderhandlungen Jesu zu vermitteln. Dabei überschneiden sich diese formalen Einteilungen nicht selten trotz aller künstlichen Trennung. Heilungen müssen gegen Vorurteile und Gebräuche ankämpfen und sind darum auch Normenwunder. Dämonenaustreibungen sind zugleich Heilungen der „Besessenen“, und Naturwunder und Speisungswunder können als Epiphanien, als „Verbildlichungen“ der Autorität und Hoheit Jesu angesehen werden. Totenerweckungen sind zeichenhafte Vorwegnahmen des Lebens in einer neuen Welt Gottes. Unser eigentliches Interesse aber liegt nicht an der Formbestimmung der Wundergeschichten, sondern bei der Entfaltung der Schicksale der Personen, denen die Wunder dienen. Die analytische Zerlegung der Wunder in formale Bausteine, wie Exposition, Retardierung, Vollzug, Reaktion etc., nimmt den Wundern ihre Spannung und ihre „Lebenswärme“. Wir spüren zuerst der Dramatik des Erzählablaufs nach und versuchen, uns einzufühlen, was die Patienten, die

²⁴ Vgl. Jürgen Moltmann, *Perspektiven der Theologie*, Ges. Aufsätze, 1968, S. 268.

²⁵ Vgl. Gerd Theißen, Annette Merz, *Der historische Jesus*, 1996, bes. S. 265–269.

Angehörigen, die Mitbürger, die dabeistehenden Jünger usw. vor den Wundern, während deren Vollzug und im Rückblick auf die Wunderereignisse erlebt, empfunden, gedacht haben. Dieses Mitgehen und Mitfühlen soll möglichst in einer Sprache geschehen, die transparent für heutige Lebenserfahrungen und Verhaltensweisen ist. Wir suchen das generell Menschliche in den Wundern zu finden und bevorzugen dabei die indirekte Aktualisierung, indem wir schauen, welche grundsätzlichen Fragen dieser antiken Erzählungen bis an Probleme unserer Zeit heranreichen. Die Wunder Jesu machen aussichtslose „Fälle“ zu geretteten Biographien. Sie geschehen einmal abseits ohne Zuschauer nur zwischen Jesus und einem Notleidenden, dann auch wieder in aller Öffentlichkeit zur Verwunderung, wenn nicht gar zur Spaltung der Meinung vieler „Umstehender“. Besonders faszinierend sind dabei die *Vertauschung der Rollen* und die *Umkehrung der Fronten*. Stolze fallen nieder, Sünder werden gerecht gesprochen, Blinde werden sehend und Sehende bleiben blind, körperliche Krüppel gesunden und vermeintlich Gesunde erweisen sich plötzlich als seelisch verkrüppelt. Geheilte schließen sich Jesu Wanderweg an, Skeptiker fragen nach Jesu Legitimation. Es besteht von Wunder zu Wunder ein jeweils anderes Zusammenspiel von Kraftübertragung durch Jesus und Glaubensbereitschaft der Patienten. Vor allem lassen sich den Wundergeschichten keine Heilungsrezepte entnehmen, die wir standardisieren und selbst anwenden könnten. Einmal legt Jesus einem Schwerkranken die Hände auf, ein andermal benützt er nur ein gebietendes Wort. Es kann sein, dass Jesus nahe an einen Patienten herangeht, dann wieder heilt er aus der Ferne, ohne die Kranken selbst zu sehen. Die Wunder Jesu regen auf und regen an. Ihre Auslegung sollte einerseits darauf achten, das Typische der Patientenschicksale und des Verhaltens der Mitmenschen herauszuarbeiten, im Blick auf Jesus aber dessen Einmaligkeit als Arzt, Heiler, Seelsorger und vor allem als „Sohn Gottes“, als unvergleichlichen Repräsentanten von Gottes Liebe und Schöpferkraft festhalten. An Jesu „Geist“ scheiden sich die „Geister“, sowohl die „dämonischen Mächte“, die seine Hoheit „wittern“, als auch die Bürgermoral mit ihren gesellschaftlichen Normen, die ganze Einwohnerschaften „krank“ sein lassen können. Dabei werden die einzelnen Wundergeschichten nicht nach den in den Evangelien aufgestellten Chronologien, sondern Perikope um Perikope nach der Ähnlichkeit ihrer Dramatik aneinander gereiht.

1 Der hoffnungslose Fall – Der Verlassene am Teich Betesda

Joh 5,1–18

1 Danach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. 2 Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich, der heißt auf hebräisch Betesda. Dort sind fünf Hallen; 3 in denen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Ausgezehrte. (Sie warteten darauf, dass sich das Wasser bewegte. 4 Denn der Engel des Herrn fuhr von Zeit zu Zeit herab in den Teich und bewegte das Wasser. Wer nun zuerst hineinstieg, nachdem sich das Wasser bewegt hatte, der wurde gesund, an welcher Krankheit er auch litt.) 5 Es war aber dort ein Mensch, der lag achtunddreißig Jahre krank. 6 Als Jesus den liegend sah und vernahm, dass er schon so lange gelegen hatte, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? 7 Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser sich bewegt; wenn ich aber hinkomme, so steigt ein anderer vor mir hinein. 8 Jesus spricht zu ihm: Steh auf, nimm dein Bett und geh hin! 9a Und sogleich wurde der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

9b Es war aber an dem Tag Sabbat. 10 Da sprachen die Juden zu dem, der gesund geworden war: Es ist heute Sabbat; du darfst dein Bett nicht tragen. 11 Er antwortete ihnen: Der mich gesund gemacht hat, sprach zu mir: Nimm dein Bett und geh hin! 12 Da fragten sie ihn: Wer ist der Mensch, der zu dir gesagt hat: Nimm dein Bett und geh hin? 13 Der aber gesund geworden war, wusste nicht, wer es war; denn Jesus war entwichen, da so viel Volk an dem Ort war. 14 Danach fand ihn Jesus im Tempel und sprach zu ihm: Siehe, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, dass dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre. 15 Der Mensch ging hin und berichtete den Juden, es sei Jesus, der ihn gesund gemacht habe. 16 Darum verfolgten die Juden Jesus, weil er dies am Sabbat getan hatte. 17 Jesus aber antwortete ihnen: Mein Vater wirkt bis auf diesen Tag, und ich wirke auch. 18 Darum trachteten die Juden noch viel mehr danach, ihn zu töten, weil er nicht allein den Sabbat brach, sondern auch sagte, Gott sei sein Vater, und machte sich selbst Gott gleich.

Das „Schauspiel“ hat zwei Akte: die Heilung (V. 1–9a) und den Streit (V. 9b–16). Es ist Sondergut des Johannes, aber trotz dieses schmalen Belegs typisch für das „wunderbare“ Handeln Jesu. Zahlreiche Gegensätze laden die Spannung auf: die lebhafteste Stadt und das abseits liegende Sanatorium, das laute Fest und die stille Trostlosigkeit; die konkurrierenden Vielen und der vereinsamte Eine; die glücklichen Sieger und der unglückliche Verlierer; die körperlich Leidenden und die moralisch Erkrankten; das starre Gesetz und das bewegliche Menschenrecht; die Apathie und die Empathie – alles vereint in dem Klageruf: „Ich habe keinen Menschen!“ Ein Ruf, der durch die Jahrhunderte geht (V. 7a)! Die Erscheinung des Engels (V. 3b–4) fehlt in gewichtigen Handschriften. Entweder wurde die Textstelle darin schon früh getilgt oder erst später in andere eingefügt. Sie ist ohnehin nicht schicksalsentscheidend für den Fall dieses Gelähmten. Der Engel kommt anders: in Jesu Gestalt.

Die Entdeckung des Vergessenen (V. 1-9a)

„Danach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem“ (V. 1). Die Gesellschaft der Gesunden und Starken feiert (V. 1a). Die Antigesellschaft der Kranken und Schwachen bleibt liegen. Es gibt immer welche, für die der Kalender keine Bedeutung hat, weil ein Tag so grau ist wie der andere: Vergessene, die in Heimen, Rollstühlen, Sterbezimmern dahinleben oder als körperlich Gesunde in bevölkerten Hochhäusern einsam ihre Stunden verbringen. Welches Fest gefeiert wurde, wird nicht erzählt. Es war auch für die ausgegliederten Kranken nicht wichtig, ob es das Frühjahr-, Sommer-, Herbst-, das Pascha-, das Wochen- oder das Laubhüttenfest war. Eines der Hauptfeste muß es schon gewesen sein, sonst wäre Jesus nicht ausdrücklich „hinaufgezogen nach Jerusalem“ (V. 1b). In der Stadt beleben die Pilgerströme die Basare. Menschen drängen sich um Warentische, Geldwechsler rufen, Absteigquartiere sind überfüllt. Die „Herde“ der Konsumgesellschaft zieht ihre Bahn. Über der Stadt liegt Opferrauch. Aus dem Tempel erklingen die Chöre: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels! Er allein tut Wunder! Gepriesen sei sein herrlicher Name in Ewigkeit!“²⁶ Aber der „Herr“ war an diesem Tag nicht im Kult. Das Allerheiligste kann leer sein. Die feierlichsten Liturgien können den Erhabenen nicht greifen. Er muss nicht „in der Höhe“ bleiben. Bei diesem Fest war er sogar „in der Tiefe“: unterhalb der Tempelmauern bei den Abgeschobenen am Elendsteich, in der Gestalt Jesu, in aller Menschlichkeit. Die Spannung ist bewusst überdehnt: oben der Tempel, unten das Asyl, drinnen die Pilger, draußen die Kranken; jedes Mal eine „Herde“, die sich auf andere Art staut. „Es ist aber in Jerusalem beim Schaftor ein Teich“ (V. 2). Die Kulissen haben ihre archäologischen Spuren hinterlassen. In der heutigen Altstadt Jerusalems bei der St. Anna-Kirche nördlich des Tempelbezirks wurde bei Ausgrabungen die Einfassung eines Doppelteichs freigelegt, auf dessen Umrandung und auf der Trennmauer zwischen den beiden Hälften man auf die Fundamente großer Hallen stieß. Eine unterirdische Quelle hat einst die beiden großen Bassins unter Zusatz von hinzugeleitetem Regenwasser mit Wasser gefüllt. Die Quelle „intermittierte“, d. h. sie schüttete in unregelmäßigen Schüben. Manchmal zeigte sie stundenlang, bisweilen sogar tagelang keine Regung, bis ihre Druckwellen schließlich wieder aufwallten. Ein Lourdes der Antike! Ein ständiges Warten auf das Mirakel. Man konnte sich das Phänomen der Wasserbewegung nur so erklären, als würden hier geheimnisvoll Himmel und Erde zusammenfinden, indem „von Zeit zu Zeit ein Engel des Herrn herabfuhr“ und den Wasserspiegel zum Aufwallen brachte (V. 4a). Gewässer waren in der Antike keine neutralen Elemente, sondern sie galten als Wohnsitze von Göttern oder Nymphen. Die

²⁶ Ps 72,18; 148,1.